Sechzig Arbeiterfrauen, alle mit Arbeitern verheiratet und mit mindestens einem Kind, haben den Autorinnen von ihrer Situation zu Hause und in der Fabrik erzählt. Dreißig von ihnen arbeiten im Akkord, die anderen dreißig sind zur Zeit Hausfrauen. Jede Gruppe sieht Vor- und Nachteile in ihrer Entscheidung für oder gegen das Zuhausebleiben. Ganz zufrieden ist keine.
Die einen unterliegen den harten industriellen Arbeitsbedingungen und dem Streß der Doppelbelastung. Vor allem macht ihnen die tägliche Umstellung vom Takt des Fließbandes und der Maschinen auf den so ganz anderen Lebensrhythmus von Kindern zu schaffen.
Die anderen beklagen die Isolation zu Hause, die finanzielle Abhängigkeit vom Mann und die Einstufung der Hausarbeit als „Beinahe-Nichtstun". Freuen sich die einen über berufliche Anerkennung, den kollegialen Kontakt im Betrieb und eigenes Geld, heben die anderen hervor, größere zeitliche Spielräume und mehr von ihrem Kind zu haben.

Eines ist zuwenig — beides ist zuviel, ist denn auch das Fazit, das die Frauen ziehen. Die Autorinnen wollen mit dem vorliegenden Buch ihre Untersuchungsergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen, vor allem den Frauen selber und ihren Vertreterinnen in Gewerkschaften und Parteien. Sie wollen zur Diskussion der Vorschläge herausfordern, die die Arbeiterfrauen zur Verbesserung ihrer Situation gemacht haben.

Eines ist zuwenig – beides ist zuviel

Regina Becker-Schmidt,
Gudrun-Axeli Knapp, Beate Schmidt

Eines ist zuwenig – beides ist zuviel

Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik

Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung

Reihe: Arbeit
Sonderheft 2

Herausgegeben von Werner Fricke

Regina Becker-Schmidt,
Gudrun-Axeli Knapp, Beate Schmidt

Eines ist zuwenig— beides ist zuviel

Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik

Verlag Neue Gesellschaft

2. Auflage 1985

ISBN 3-87831-383-7

Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, D-5300 Bonn 2

Copyright © 1984 by Verlag Neue Gesellschaft GmbH
Godesberger Allee 143, D-5300 Bonn 2
Umschlag: Karl Debus, Bonn
Satz: Satzstudio Hülskötter, Burscheid-Dürscheid
Druck und Verarbeitung: braunschweig-druck GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1985

Vorwort

An diesem Buch haben viele Frauen mitgearbeitet, auch wenn es schließlich von uns dreien zusammengestellt worden ist. Es ist in erster Linie das Buch der Arbeiterinnen; der Text ist gemacht aus ihren Berichten und aus dem, was sie von ihrem Alltag in Familie und Fabrik erzählt haben.

Bei den Zwischentexten konnten wir auf Interpretationen zurückgreifen, die zusammen mit Uta Brandes-Erlhoff, Marva Karrer und Mechthild Rumpf formuliert wurden.

Regina Becker-Schmidt
Gudrun-Axeli Knapp
Beate Schmidt

Inhalt

Einleitung 9

I. Arbeiterinnen im Zwiespalt zwischen Fabrik und Familie: „Beides zusammen ist zuviel, eins allein ist zu wenig." 11

II. Arbeit im Akkord 19

1. „Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns . . ." 19
2. „Am belastendsten ist der Akkord selber . . ." 22
3. „Mal rast die Zeit, mal steht sie still . . ." 28
4. „Man ist ja nur 'n Teil vom Inventar, wenn man auf der Firma ist." 33
5. „Und denn soll man aber auch bei der Geschwindigkeit noch einwandfreie Arbeit abliefern . . ." 38
6. „Sie können vom Band nicht weglaufen und die andern kommen nicht weiter, ne. Band ist Hand-in-Hand-Arbeit." 40

III. Umstellungsprobleme zwischen Fabrik und Familie 53

1. „Es ist besser, wenn man am Ball bleibt, immer . . ." 53
2. „Wenn man so zwei kleine Kinder hat, ich kann Ihnen sagen, wenn man dann nach Hause kommt, das ist schon 'ne Umstellung!" 56
3. „Wenn ich Zeit haben muß . .." — Von der Schwierigkeit, sich zu erholen. 61

IV. „Wir wollen dreierlei: Familie, Beruf und Freizeit!" 67

V. Was es heißt, Hausfrau zu sein. 73

1. „Bei mir geht ja praktisch immer alles nach der Uhr . . ." 73
2. „Man ist ja im Grunde immer alleine . . ." 76
3. „Und wenn se dann meinen, se hätten alles fertig . . ." 78

VI. Diskriminierungen zu Hause — Diskriminierungen im Betrieb 81

1. „Ich bin doch kein Dienstmädchen für andere Leute — und wenn's mein Mann ist." 81
2. „Der müßte das in allem lernen, daß er kein Pascha ist." 91
3. „Die Frau auf'er Firma, das isses Aschenputtel." 100
4. „Jeder Meister hat so zwei, drei Vorarbeiter unter sich und jeder Vorarbeiter hat so ungefähr sechzig bis achtzig Frauen unter sich." 112

VII. Betriebliches Engagement und Gegenwehr: „Wir können uns nicht alles gefallen lassen." 121

1. „Die Frauen sind ja immer so bange ..." 121
2. „Wir haben ja schließlich auch unsere Rechte." 124
3. „Wenn alle Frauen zusammenhalten ..." 131
4. „In den Betriebsrat, da müßten noch mehr Frauen mit rein." 140

VIII. Was Industriearbeiterinnen fordern 147

1. „Ich krieg' ja nur ein' Bruchteil vom ganzen Kuchen ab ..." 147
2. „Ja, Mensch, was müßte geändert werden ..." 149

Über die Autorinnen 157

Einleitung

Die Ärztin, die Rechtsanwältin, die Lehrerin, die weiterarbeiten, wenn sie Kinder haben, sind bewundernswert tüchtige Frauen. Die Fabrikarbeiterin, die das gleiche tut, bekommt es dagegen mit handfesten Vorurteilen zu tun: ihre außerhäusliche Tätigkeit schade den Kindern, sie arbeite ja doch nur wegen des Geldes und solle auf „mehr Luxus" verzichten.

Das ist leichtfertig dahingesagt.

Bisher hat kaum jemand danach gefragt, was es in Arbeiterfamilien bedeutet, von einem Lohn leben zu müssen. Immer noch geistert die Vorstellung durchs öffentliche Bewußtsein, daß es zur „natürlichen Bestimmung" einer Frau gehört, ganz in der Familie aufzugehen.

Aber: haben die Frauen nicht noch andere soziale Bedürfnisse? Bezahlen Hausfrauen nicht vielleicht die zeitlichen Freiräume, die sie haben, mit Isolation und fehlender Anerkennung?

Frauen in sogenannten gehobenen Berufen wird zugestanden, daß sie nicht nur aus finanziellen Gründen arbeiten. Bei Arbeiterinnen wird von vornherein angenommen, daß es nur das Geld sein kann, was sie zieht.

Sie selbst sehen das anders: trotz heftiger Kritik am Akkordsystem und an den betrieblichen Arbeitsbedingungen gründen sie auch einen beträchtlichen Teil ihres Selbstbewußtseins auf ihre Arbeitserfahrungen.

Sechzig Arbeiterfrauen berichten von ihrer Situation zu Hause und in der Fabrik. Alle sind auch mit Arbeitern verheiratet und haben mindestens ein Kind zu versorgen.

Dreißig der Frauen arbeiten zur Zeit im Akkord. Sie haben die Erwerbstätigkeit trotz der Kinder nicht aufgegeben. Die anderen dreißig haben dagegen den Entschluß gefaßt, zu Hause zu bleiben. Sie sind also seit einiger Zeit Hausfrauen.

„Ein Leben nur in der Familie ist zu wenig — Fabrik und Familie sind zuviel" — das ist kurz und bündig das Urteil, zu dem die Frauen kommen. Sie wollen beides, erkaufen das aber mit enormen Belastungen.

Die Existenzbedingungen sind zwiespältig. Welche Entscheidung die Frauen auch immer treffen: zu Hause und im Betrieb gibt es gleichzeitig Vorteile und Nachteile, Unterdrückungserfahrungen und Möglichkeiten der Bestätigung.

In der Fabrik wird in der Zusammenarbeit mit anderen etwas gesucht, was man zu Hause nicht hat. Und umgekehrt: in der Familie gibt es das, was die entfremdete Arbeitswelt an Menschlichkeit vorenthält.

Die meisten Frauen — das geht aus den ausführlichen Gesprächen mit ihnen hervor[1] — wollen erwerbstätig bleiben, bzw. es wieder werden. In ihre Motive sind lebensgeschichtliche Erfahrungen und Konflikte eingegangen, die alle betreffen. Denn sie fordern neue soziale Verhältnisse ein; Verhältnisse, in denen nicht nur Frauen und Männer *wirklich* gleichberechtigt behandelt werden, sondern auch den Interessen des Privatbereichs die gleiche Bedeutung zuerkannt wird, wie denen der Erwerbssphäre.

1 Die Gespräche wurden im Rahmen eines Forschungsprojektes „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter" geführt. (Vgl. hierzu: R. Becker-Schmidt, U. Brandes-Erlhoff, M. Karrer, G. A. Knapp, M. Rumpf, B. Schmidt, Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1982.) Die Zitate sind im folgenden Text durch Ziffern gekennzeichnet. Die Ziffern bedeuten: die Nummer des Interviews von 1 bis 60, den Erzählzusammenhang (Kindheit I, Fabrik II, Familie III); und die aus dem Gesamtgespräch herausgezogene Stelle. Wir haben die Zitate auch in diesem Buch in der Umgangssprache belassen. Das sieht im Druck auf den ersten Blick ungewohnt aus, gibt aber — anders als die Schriftsprache — die Erfahrungen unmittelbarer und lebendiger wieder.

I. Arbeiterinnen im Zwiespalt zwischen Fabrik und Familie: „Beides zusammen ist zuviel, eins allein ist zuwenig."

Jahrelang verdiente Frau Fe. ihren Lebensunterhalt durch Akkordarbeit. Als sie ihren Mann kennenlernte, Facharbeiter in einem großen Industriebetrieb, legte sie ihre Zukunftsperspektive fest:

„Also, das war schon von vorneherein ganz klar gestellt: wenn wir Kinder haben, dann hör' ich auf zu arbeiten. Also mindestens so lange bis das Kind entweder in den Kindergarten oder in die Schule kommt. Das war für uns beide klar, bzw. ich mußte das von vorneherein wissen, eh' ich geheiratet hab': entweder ich heirate und habe Kinder und bin dann Mutter und Hausfrau. Oder ich will das nicht, und dann kann ich nicht heiraten." (36.II.23)

Entweder — Oder: Angesichts der Belastungen durch den Akkord ist es für Frau Fe. ausgemacht, daß sich Familie und Beruf in ihrem Leben nicht vereinbaren lassen.

Das Motiv für den Entschluß, zuhause zu bleiben, scheint klar und eindeutig: sie will sich ganz der Familie widmen können. So entschieden diese Begründung auch klingt, im Nachsatz schwingt doch ein Bedauern mit: vielleicht hätte es zu diesem Entweder — Oder nicht kommen müssen:

„Wenn ich nun vielleicht einen Beruf gehabt hätte, den ich gern gemacht hätte, wär's vielleicht anders gewesen, das weiß ich nicht, kann ich nicht beurteilen." (36.II.23)

Zu den Triebfedern, der Fabrik den Rücken zu kehren, gehört also auch die Enttäuschung beruflicher Erwartungen.

Als junges Mädchen hatte Frau Fe. nicht nur davon geträumt, zu heiraten und Kinder zu haben. Ihre Wünsche zielten ebenso darauf ab, „etwas zu lernen, was Spaß macht."

Das kann man von ihrer Arbeit am Band so ohne weiteres nicht sagen.

„Nein, das habe ich nie als Beruf akzeptiert; ich hab das als Gelderwerb angesehen . . . Mehr war das nie für mich . . ." (36.II.43)

Man gibt leichter eine Sache auf, die man ablehnt, als eine, die man gelten lassen kann.

Anders liegen die Dinge bei Frau F.: ihr fällt es schwer, mit der Arbeit aufzuhören. Zwar entscheidet auch sie sich fürs Zuhausebleiben, als ihre Tochter — das zweite Kind — geboren wird. Dieses Mal möchte sie das Neugeborene nicht zu den Großeltern geben, sondern selbst erleben, wie es heranwächst. Ihr wird aber auch etwas fehlen. Sie erinnert sich an ihren Abschied vom Betrieb:

„Tja, wenn man da jahrelang hingerannt ist, ne? Das ist irgendwie . . . ich war den ganzen Tag so aufgewühlt — oh, ich hab' erstmal meine Kleine genommen, ich mußte erstmal 'n bißchen schnuddeln . . . obwohl de diesen Tag ja herbeigesehnt hast bis zum letzten Tag. Aber wie's denn so weit war: auch im Bus schon — ooh, Mensch, nie wieder!!! Du kennst ja alle Leute, auch im Betrieb sonst, und . . . ich war den ganzen Tag da und hab Abschied genommen. Sonst soll man das Verabschieden in anderthalb Stunden schaffen (lacht), ne, ich bin denn . . . oh, ich war acht Stunden da: Ich bin morgens um sechs reingefahren, war den ganzen Tag da (lacht) und bin kaum rumgekommen. Überall mußteste stehenbleiben . . ." (6.I.45)

Trotz der Strapazen ist Frau F. früher nicht ungern in die Fabrik zur Arbeit gegangen: „Im Betrieb, da hab ich mich immer wohl gefühlt, ich weiß nicht — ich ging da gerne hin. Obwohl es ganz schön anstrengend war. Manchmal möchte man dann auch alles hinschmeißen." (6.III.118)

Die Anziehungskraft war natürlich stärker, als Frau F. noch keinen eigenen Haushalt hatte: „Als ich noch 'n junges Mädchen war und noch keine Familie hatte, oh, da bin ich gern inne Fabrik gefahren. Ich kam nach Hause, war alles fertig. Da hatt' ich ja meine Mutter, die hat ja alles gemacht . . . Ich hatte zuhause überhaupt keine Belastung. Oh, und denn war ich immer froh, wenn ich wieder loskonnte zur Firma, da war wenigstens was los, und die Arbeit schaffte ich gut, und die Kollegen waren nett." (6.II.30)

Da sich Frau F. in ihrer Abteilung sehr engagiert hat, beginnt für sie der Konflikt — Fabrik oder Familie — schon lange vor der Ehe:

„Ich hab' ja auch immer . . . irgendwie . . . wollt' ich ja mal heiraten. Auch als ich dann inner Fabrik war, hätt' ich so als Vertrauensfrau meine Kollegen vertreten wollen, aber du brauchst da 'n langen Weg, eh du da überhaupt hinkommst, ne, ich sag': das lohnt sich für mich nicht, ich möchte mal 'ne Familie haben. Ich hab' immer davon geträumt, mal so zwei Kinder zu haben und 'n schönes Haus und so; ich weiß ja nicht, wenn man's hat, dann will man's manchmal nicht mehr haben . . . Ich wollte: entweder du bist beruflich 'n As, oder du schlägst später mal die Hausfrauenlaufbahn ein. Wenn ich mich geeinigt hätte: du heiratest nie, denn hätt' ich mir da (im

Betrieb) wohl was aufgebaut, 'ne Existenz oder so, denn hätt' ich gewußt, wofür. Ja, ich weiß nicht, vielleicht ist es irgendwie verkehrt: beides, da dacht' ich, das wär' zu viel für mich. Aber wenn ich mich richtig dahintergeklemmt hätte, hätt' ich mir irgendwas aufgebaut." (6.I.30)

„Oder man dürfte überhaupt nicht heiraten. Sozusagen, daß man dann eben nur für die Firma da ist. Aber ob einen das glücklich macht? Weiß ich auch nicht . . ." (6.III.118)

Beide erwägen die Möglichkeit, ob nicht vielleicht auch ein befriedigender Beruf eine Frau ausfüllen könnte. Offensichtlich lassen sich Mädchen in ihrer Erziehung nicht mehr nur auf die spätere Erfüllung von Familienpflichten einschwören. Teilhabe an der Arbeitswelt ist in unserer Zeit zu einem gleichrangigen Bedürfnis geworden. Deswegen fällt der Entschluß, zu Hause zu bleiben, schwer.

Vieles muß mitbedacht sein: die Finanzen, die Kinder, der Ehemann, der zu erwartende Arbeitsaufwand, aber auch die eigenen Motive und Interessen. So unterschiedlich die Gewichte — Fabrik /Familie — jeweils ausfallen, in den Berichten beider Frauen wird ein Dilemma deutlich.

Frau Fe. kann die Fabrikarbeit auf Dauer nicht aushalten. Für sie ist darum die Ehe Wunschziel und Fluchtpunkt: sie ist froh, dem Akkord zu entkommen. „Beruf": das bleibt eine enttäuschte Hoffnung.

Für Frau F. wäre die Vertretung kollegialer Interessen im Betrieb — vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen am Arbeitsplatz — durchaus ein erstrebenswertes Ziel gewesen. „Heiraten" bedeutet für sie darum auch Verzicht. „Eins ist zu wenig, beides ist zu viel", sagt sie.

Viele Frauen treffen die Entscheidung, die Erwerbsarbeit aufzugeben, ohne die Auswirkungen vorhersehen zu können. Erst nach einer Weile des Hausfrauendaseins bemerken sie, daß ihre Situation nicht nur Vorteile hat. Von heute aus besehen, kommen selbst Frau Fe. annehmbare Momente der Fabrikarbeit ins Bewußtsein, die vorher in einer strikt ablehnenden Haltung untergingen:

„Also die Zeit, als ich bei T. gearbeitet habe, fand ich manches auch ganz angenehm: mit anderen Frauen zusammen zu sein; zu reden, andere Meinungen zu hören, dabei zu sein, gar nicht mal, um irgendwie mitzumischen . . ." (36, I, 60).

Frau Fe. gesteht erwerbstätigen Frauen eine Menge Vorteile gegenüber Hausfrauen zu: „Erst einmal die finanzielle Seite. Dann: sie haben einen ganz anderen Horizont als eine Frau, die ständig nur mit kleinen Kindern zu Hause ist. Ich möchte sagen, wenn die Kinder größer sind, ist das auch noch anders, aber nur mit kleinen Kindern . . . Sie hat dann noch den Vorteil, daß sie sich Kenntnisse neu zulegen kann, sie hat mehr das Gefühl, etwas zu

leisten. Vielleicht ist das 'ne Zeiterscheinung . . . ich find das schrecklich, daß es eine Zeit gab, wo man sagte: Nur-Hausfrauen! Nicht?" (36, I, 65)

Frau W. spricht es unumwunden aus: „Der Haushalt füllt einen nicht aus. Ab und zu . . ., vor allen Dingen, wenn der Kleine nölig ist, hab' ich das Gefühl, mir fällt die Decke auf den Kopf." (23, II, 25)

Aus der Isolation des Privatlebens, der ständigen Wiederholung der Haushaltspflichten und dem Gefühl, nicht genügend Anerkennung zu finden, kommen die Motive vieler Frauen, wieder arbeiten gehen zu wollen.

Frau N. hat die Erwerbstätigkeit für eine Weile unterbrochen. Sie schildert, wie sie diese Zeit erlebte:

„Schlecht. Mein Mann hatte Früh . . ., na, in der Frühschicht, da ging es ja noch. Da is man 'n bißchen später aufgestanden und hat dann das Kind fertig gemacht und aufgeräumt, is' einkaufen gegangen. Und dann ruck-zuck war's Mittag, war's zwei Uhr, da kam mein Mann. Aber die Spätschicht! Da ist man aufgestanden, hat alles fertig gemacht. Der Mann ging um eins aus dem Haus und kam abends um elf wieder. Das Kind schläft dann, und ich saß dann immer alleine und wußte nicht mehr, was ich machen sollte. Das hab' ich nur eine Weile ausgehalten, dann wurde ich verrückt. Ich habe gesagt, ich kann hier nicht mehr drinne bleiben. Und was sollte ich machen? Ich bin jede Woche zum Arbeitsamt und hab' gefragt, ob irgendwo irgendwelche Arbeit wäre oder so. Und dann ha'm se gesagt, ja: wenn ich achtzehn wäre. Und dann, auf meinem achtzehnten Geburtstag bin ich hin und habe auch gleich einen Termin gekriegt fürs Werk." (14, I, 32)

Frau N. weiß, daß sie ohne die Hilfe ihrer Mutter beides — Familie und Fabrik — nicht bewältigen könnte: „Wenn ich das Wort Doppelbelastung höre . . . wenn ich jetzt meine Tochter ganz selbst versorgen müßte, wenn mir das nicht meine Mutter abnehmen würde, dann arbeiten, nach Hause, vielleicht jetzt noch das Kind vom Kindergarten abholen, und dann geht hier zu Hause die Arbeit weiter . . . Jetzt nimmt mir ja meine Mutter das Kind ab, aber wenn das nicht der Fall wäre, daß ich alles selber machen müßte, ich würde das nicht schaffen. Ich würde lieber aufhören mit arbeiten, als daß ich das immer mitmachen könnte." (14, II, 11).

Aber jetzt schon aufhören?

„Ich finde vielleicht, weil ich noch zu jung bin, ich würde lieber sagen: den Haushalt abschaffen. Ich möchte lieber noch arbeiten gehen, und da ist man unter Menschen, und da kann man beweisen, *was man ist.* Und hier hat man ja nur den Mann und das Kind." (14, II, 12)

Es ist paradox. Auf der einen Seite erfahren die Frauen das Fabrikleben in aller Härte und Häßlichkeit: „Wenn zum Beispiel die Frauen an den

Maschinen arbeiten, wenn die Maschinen nicht so furchtbar abgeschuppelt und abgestoßen wären, wenn da mal 'ne Farbe drauf wäre, daß Frauen auf eine Farbe gucken, wenn sie nun schon an der Maschine arbeiten müssen. Und dann: daß die Frauen, wenn se an der Maschine arbeiten sich trotzdem noch hübsch anziehen können, nicht solche Kopftücher umhaben müssen und so Kittel, daß se kaum noch sehen, ob das Männchen oder Weibchen sind, und daß man mal nach draußen gucken kann, man den Himmel sieht. Nichts weiter, kein Baum und kein Strauch, nur mal den Himmel. Daß man nicht so das Gefühl hat, so eingesperrt zu sein . . ." (36, I, 61)

Auf der anderen Seite ist der Betrieb, in dem man jahrelang gearbeitet hat, dennoch auch ein vertrauter Ort.

Frau Bl. ist viel älter als Frau N. Sie ist schon seit längerer Zeit Hausfrau. Auch sie zieht es zurück in den Betrieb:

„Die erste Zeit nicht, da war die Freude riesengroß. Aber ich muß ehrlich sagen, daß . . . es ist ein gewisses Fernweh, kann man bald sagen, ein Heimweh danach. Ja, ich hätte die Arbeit gerne wieder. Ja, aber nur, wie gesagt — und das muß ich betonen — nicht ganztägig." (32, I, 36)

„. . . ein gewisses . . . Heimweh . . . *Auch* unter Menschen wieder zu sein. sich wieder ein bißchen *behaupten* zu können, aus sich was zu machen. Wissen Se, man macht es ja jetzt zur Zeit nur fürs Haus, fürs Kind und für den Mann. Nech, und ich meine, die Bestätigung als Frau selber, auch die Anerkennung von andern mal wieder zu hören. Was man leistet und was man wieder vollbringt, ich finde, das is auch schon 'ne Befriedigung für einen selbst." (32, I, 43)

Frau Bl. spricht die Motive aus, die auch Mütter bewegen, berufstätig zu bleiben. Neben dem Wunsch nach größeren finanziellen Spielräumen, manchmal auch dem Ziel, ein eigenes Haus zu bauen, sind es vor allem die vielfältigen Kooperationserfahrungen, die sie an den Betrieb binden. Sie wollen beides: außerhäusliche Arbeit *und* Familie.

Aber auch diese Frauen stecken in einer Zwickmühle: Schuldgefühle, vielleicht doch nicht genügend Zeit und Kraft für die Kinder zu haben, liegen in Fehde mit dem Interesse, im Betrieb zu bleiben. Das Gefühl, in der Fabrik verbraucht zu werden, vermischt sich mit dem Bedürfnis, selbst angesichts der schlechten Arbeitsbedingungen mit anderen zusammen tätig zu sein, etwas zu tun, das anerkannt wird.

Das Nebeneinander zweier entgegengesetzter Bestrebungen — Aufhörenwollen /Weiterarbeitenwollen — bringt innere Unruhe und Konflikte mit sich. Dieses Hin- und Hergerissensein wird in der Argumentation von Frau J. anschaulich:

„Unser Junge kommt ja nun nächstes Jahr bestimmt in die Schule. Und

dann möchte ich eigentlich die Arbeit in der Firma aufgeben. Denn ich möchte nicht, daß es ihm mal so geht, wie es mir damals ging. Daß er — er soll kein Schlüsselkind werden, nee." (10, I, 37)

Leicht würde ihr dieser Entschluß nicht fallen: „Oh, da würde ich 'ne ganze Menge vermissen. So ist das nicht. So sehr ich die Firma hasse, aber . . . äh . . . ich mußte ja im Januar vorn ins Belegschaftsbüro. Die wollten mich versetzen. Oder ich sollte kündigen, ne, wollten se mir 'ne Abfindung geben. Also, das ist mir echt anne Nieren gegangen. Wenn ich das . . . mmmh . . . das gab's ja damals, diese Abfindungen . . . wenn ich das damals mit der Abfindung gemacht hätte . . . Jetzt mach ich mich langsam mit dem Gedanken vertraut, wenn der Junge nächstes Jahr zur Schule kommt, daß ich dann aufhöre, ne. Aber jetzt im Moment, das kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich kann mir *nicht* vorstellen, daß ich da nicht mehr durch die Feuerwache ins Werk reingehen kann. Das kann ich mir einfach nicht vorstellen." (10, II, 37)

Natürlich braucht Frau J. auch das Geld: „Wir haben uns ja nun tatsächlich 'n Ziel gesetzt, wir wollen uns entweder 'n Haus kaufen oder wollen eins bauen, ne, und äh, dieser Wunsch würde ja sehr weit wegrücken, wenn ich aufhören würde auf'er Firma zu arbeiten, nech, das würde doch irgendwie . . . Ich weiß ja jetzt, wenn ich nächstes Jahr aufhör', dann dreh ich das so, daß ich noch ein Jahr Stempelgeld kriege, ne. Und dann geht unser Junge ja erstmal ein Jahr zur Schule, nech, und dann werd ich erstmal was für halbe Tage suchen, und ich denke ja, wenn er drei, vier Jahre zur Schule geht, daß ich dann wieder voll einsteigen kann." (10, II, 77)

Je länger Frau J. argumentiert, desto stärker setzt sich das Bedürfnis durch, „voll einsteigen" zu können. Dabei hat sie durchaus ein eigenes Interesse daran aufzuhören:

„Nebenbei gesagt will ich diese Quälerei sowieso nicht lange machen. Nein, das wird immer schlimmer. Das wird *immer* schlimmer. Das wird . . . das stellen Sie sich nicht vor, was wir heute Mittag zum Beispiel mit unserem Vorarbeiter wieder für'n Tanz gehabt haben. Die kriegen und kriegen den Hals nicht voll." (10, III, 25)

Und dennoch: aufgeben? „Wenn ich wählen könnte, ich würde die Hausarbeit abschaffen . . . ja, das hat auch irgendwas mit mei'm, äh, weil ich erstens sagte, ich habe lieber Akkord. Ich muß das sehen, daß ich was schaffe. Nech, hier zu Hause, sicher, wenn ich Staub putze, kann ich sehen, daß ich Staub geputzt habe, aber (lacht) das bringt mir nicht genug." (10, II, 21)

So kehrt Frau J. zuguterletzt ihre Schlußfolgerung um. Zuerst wollte sie wegen des Schulanfangs des Jungen die Fabrikarbeit aufgeben. Jetzt sieht sie mögliche Schulschwierigkeiten voraus und setzt die Notwendigkeit von

Nachhilfestunden als Argument ein, um begründen zu können, *doch* weiter arbeiten zu gehen.

„. . . da geh' ich dann tatsächlich . . . ich hab' ja immer gesagt, wenn unser Junge in die Schule geht, und ich merke, daß er *nicht* mitkommt inner Schule, daß er Schwierigkeiten hat, dann kriegt er — sowie ich dahinter komme — kriegt er Nachhilfestunden. Und da geh ich gern für arbeiten, für das Geld. Glauben Se das?" (10, III, 53)

III. Umstellungsprobleme zwischen Fabrik und Familie

1. „Es ist besser, wenn man am Ball bleibt, immer . . ."

Die Arbeiterinnen diskutieren das Problem der Doppelbelastung unter zwei Gesichtspunkten: einmal müssen Anforderungen aus zwei Arbeitsbereichen bewältigt werden. Darüberhinaus bedeutet der Wechsel zwischen Familie und Fabrik aber auch ein Pendeln zwischen zwei Welten.

Die Schwierigkeiten, den doppelten Pflichten gerecht zu werden, stellen sich in verschiedener Weise, je nachdem ob man Früh-, Spät- oder Normalschicht hat.

Haben Frauen Spätschicht, so sind sie zwar erleichtert darüber, daß die Hausarbeit schon erledigt ist, ehe sie in die Fabrik fahren. Sie selbst sind dann aber auch schon „fix und fertig":

„Dann bin ich mittags schon kaputt, da wird natürlich alles gemacht, ne. Also in der Spätschicht, teils ist die ganz gut, man hat den Haushalt fertig, ne. Und da schafft man auch mehr als jetzt in der Frühschicht. Da wird denn schon mal eher gesagt, ach Mensch, die, ach schnell die Fenster putzen, Zeit hast du noch, ne, da werden die Fenster, wohlgemerkt, eher geputzt als wie jetzt inner Frühschicht, ne. Und auch die Gardinen kommen mal eher runter, nech, weil man echt morgens, es ist jedenfalls bei mir so, wenn ich jetzt früh aufstehe, dann haue ich ordentlich ran, ne, daß ich denn mittags fertig bin. Die Kinder gehen zur Schule, dann wird saubergemacht, dann wird gewaschen und dies und jenes gemacht, dann ist Mittag, ja und dann ist man tatsächlich manchen Tag schon kaputt, wenn man hinkommt . . . Schon alleine diese Hetze jetzt, ne, also man hat ja so, sagen wir mal von 8 bis 11 geht es, ne, aber denn, Mittagessen kochen, essen, abwaschen, guckste dahin bei den Schularbeiten, guckste dahin, oh, Mama, komm mal hierher, ne, das ist alles von zwölfe bis halb zwei, da ballt sich alles, ne, da weiß man tatsächlich nicht, was man zuerst und zuletzt machen muß." (28, III, 23)

Ein umfangreiches Programm ist bereits abgelaufen, ehe man das Haus verläßt: „Jetzt die Spätschicht: das ist morgens halb sieben eben, wie gesagt, aufstehen. Die Tochter muß zur Schule. Weil sie ja jeden Morgen um halb sieben aufstehen muß, weil ich mit ihr aufstehe und frühstücke auch gleichzeitig mit ihr. Dann geht sie um viertel nach sieben außem Haus. Ich muß mein' Hund . . . unseren Hund ausführen, ne. Der braucht ja auch seine

Pflege. Das macht . . . übernimmt sonst grundsätzlich unsere Tochter, nachmittags. Weil es ja auch ihr Hund is'. Aber wenn sie zur Schule geht, dann mut' ich ihr das nicht zu, daß sie, noch bevor sie zur Schule geht, auch noch mit 'm Hund durch die Gegend läuft, ne. Also da mach' ich die Wellensittiche und die Kaninchen und und und . . . lüften usw., Betten machen und was eben so Hausfrauenarbeit is'. Na, geh' ich einkaufen, Mittagessen machen. Ja — und dann isses dann auch schon . . . dann wird es Zeit, daß ich mich wieder rüste. Um halb eins geht es wieder los."

Interviewerin: „Und wenn Sie dann abends nach Hause kommen, dann fallen Sie auch gleich ins Bett, bei der Spätschicht?"

Frau R.: „Ja . . . ja, also da is' nichts mehr. Also da . . . weder . . . da könnte . . . also ich interessier' mich ja nun sehr für Fußball . . . also da könnte Fußball oder wer weiß was kommen, die Weltmeisterschaft — also da würd' ich auch bei einschlafen. Naja, sowas is' nich' mehr drin. Und trotzdem möchte ich keine Normalschicht machen, weil ich dann, glaube ich, überhaupt nicht mehr rund käme mit meiner Arbeit." (20, II, 91)

Und umgekehrt: es ist nicht einfach eine Entlastung, wenn man aus dem Fabriktor tritt und nach acht Stunden Frühschicht heimkehren kann. Das Gefühl: „Es gibt immer Arbeit" bleibt.

Dazu kommt eine zusätzliche Schwierigkeit: es ist schwer, den Betrieb wirklich hinter sich zu lassen. Auch wenn man nicht mehr an ihn denkt, steckt der Rhythmus der Maschinen noch in Körper und Sinnen. Die Anspannung durch den Akkord wirkt unwillkürlich nach.

„Also, wenn die Arbeit läuft, das geht von der Hand, das . . . das geht dahin wie nichts . . . wenn die Maschine in Ordnung ist und die läuft . . . dann ist der Tag gelaufen. Und dann bin ich auch zu Hause auf Touren, dann kann ich auch zu Hause weitermachen. Allerdings, wenn . . . Störungen waren und die Maschine war kaputt, und dauernd müssen se nach dem Einrichter rufen . . . das macht mich schon kribbelig, ooah, das macht mich ganz nervös. Dann bin ich auch zu Hause flatterig." (20, II, 107)

Die Erschöpfung kann nicht einfach abgeschüttelt werden. Oft getrauen sich die Frauen nicht, erst einmal zu entspannen, wenn sie von der Schicht kommen. Sie gönnen sich nur eine kurze Atempause, — eine Tasse Kaffee, eine Zigarettenlänge —, weil sie befürchten, von der Abspannung überwältigt zu werden. Sie haben Angst, sich nicht mehr zur Hausarbeit aufraffen zu können, wenn sie sich erst einmal ausruhen. Es wartet ja auch ein Berg von Pflichten auf sie — und der Nachtmittag ist kurz.

„Naja, hinsetzen, das wird dann meistens mehr so im Vorbeigehen gemacht, nicht. Denn wie gesagt, wenn man sich erst hinsetzt und 'ne Tasse Kaffee trinkt, dann wird man meistens erst richtig müde. Denn hinterher fällt's schwerer wieder anzufangen, nich, als wenn man jetzt im Trott drinbleibt, nich. Wenn man erst beigeht und sich hinsetzt, denn muß man sich selbst wieder aufraffen . . . Ich sag' immer, muß mich selbst in 'n Hintern treten, damit ich wieder rankomme, nich. Ja, ist doch so, nich, denn . . . möchte man, da sagt man, ach Mensch, jetzt möchtste auch mal Ruhe haben, ja nun, da muß man aber doch denn los, denn muß hier mal was . . . . geholt werden und da, da is' was zu besorgen und . . . irgendwas is' ja meistens, ne." (19, III, 198)

„Wenn ich mich von der Frühschicht zu Hause hinsetze, das merkt man immer wieder und des öfteren. Wenn ich mich *zu lange* hinsetze oder mich hinlege eventuell, dann bin ich so — also dann habe ich kaum Mumm mehr, irgendwie was Großes noch zu machen." (24, II, 88)

Frau R. beneidet die Frauen, die es fertigbringen, zwischen Akkordarbeit und Hausarbeit eine wirkliche Erholungszeit einzulegen: „Ja, naja, guck mal, wenn ich jetzt von der Arbeit komme so um halb drei, ne, bin ich denn hier, und wenn ich mich denn hinsetzen würde, dann würde ich auch einschlafen, aber das vermeid' ich denn eben immer, mache lieber erst meine Arbeit fertig. So welche Frauen, wenn ich das so höre, die können das, die kommen von der Arbeit nach Hause, legen sich 'ne Stunde hin oder 'ne halbe hin, wie se sagen, steh'n denn auf, sind denn wieder fit und machen denn ihre Arbeit, das kann ich nicht. Also dann mach' ich lieber gleich weiter und weiß denn, ich bin so um fünf/halb sechs fertig, und dann kann ich mich ja 'ne Stunde hinlegen oder auch zwei, ne, denn hab' ich ja nichts mehr zu machen; also wenn ich von der Arbeit komme, mich denn gleich hinlegen würde, dann hätt' ich nachher auch keine Lust mehr, irgendwas denn anzufangen." (18, III, 149)

Die Zeit ist kostbar. Die Akkordarbeiterinnen wissen darum die größeren zeitlichen Spielräume, die im häuslichen Bereich liegen, sehr wohl zu schätzen: „In der Fabrikarbeit ist das ja immer der Druck: du mußt, du mußt. Du mußt deine Zeit auch genau einhalten. So Hausarbeit — nun, was ich heute nicht mache, das laß ich liegen, das mach' ich morgen. Oder mach mal gar nix. Das ist dann . . . meine Sache." (8, III, 47), meint Frau H.

Ähnlich formuliert es Frau F.: „Im Betrieb . . . mußt du die Arbeit bringen. Egal wie. Und zu Hause — ach, da machste eben 'n bißchen langsamer . . . Oder denn bleibt eben mal was liegen. Aber das ist auf der Arbeit ja nicht der Fall." (11, II, 60)

Und doch kann man diese relativ größere Freiheit schwer nutzen — Hausfrauen und Arbeiterinnen sagen gleichermaßen: „Ob ich's nun machen will oder nicht, hier zu Hause ist es mein eigener Wille. Bloß ich bin so'n Typ, ich kann das nicht haben (wenn was liegen bleibt)."

Weil der Haushalt neben der Berufsarbeit nicht vernachlässigt werden soll, hat manche Frau den Eindruck, zu Hause sei der Zeitdruck größer als in der Fabrik. Oder doch ebenso spürbar: „In der Fabrik, wenn man Feier-

abend hat — denn isses ja rein egal ob das Soll geschafft ist oder nicht. Aber zu Hause sagt man: Na, das könnte man vielleicht doch noch schaffen. Dann guckt man alle Augenblicke auf die Uhr." (7, II, 40)

„Das ist dasselbe. Da möchte man ja auch Feierabend haben. *Die* Arbeit muß fertig sein, und *die* Arbeit muß fertig sein." (25, II, 40)

Die Vorstellung, das tägliche Pensum an Hausarbeit der Lust und Laune überlassen zu können, löst Ängste aus. Zwar ginge die Welt nicht unter, wenn mal Hausarbeit liegenbliebe. Aber: wenn die Arbeit heute nicht gemacht wird, hat sie sich morgen verdoppelt. Die Frauen drohen aus der Routine heraus zu fallen, wenn sie nicht eine gewisse gleichmäßige Verteilung der Arbeit einhalten. Es braucht dann nur etwas Unvorgesehenes dazwischen zu kommen, und die ganze private Planung bricht zusammen. So hält man sich lieber an die Devise: „Durchhalten" — auch wenn das auf Dauer Überforderung bedeutet.

Dabei wird eine Frau umso empfindlicher auf Müdigkeit und Gereiztheit reagieren, je mehr sie dran festhält, nach der Fabrikarbeit eine ausgeglichene Mutter zu sein. Und umgekehrt: die Angst, in der Schicht — wenn die Hausarbeit schon hinter einem liegt — das Soll nicht zu schaffen wird umso größer sein, je stärker man an sich selbst den Anspruch stellt, eine verläßliche Arbeiterin zu sein. Woher nehmen die Frauen die Stärke, mit all diesen Schwierigkeiten umzugehen?

Nach ihren besonderen Qualitäten gefragt, antwortet Frau Ku.: „. . . Wie soll ich das sagen, wo Qualitäten sind (lacht) . . . Ich meine, ich als Hausfrau, wenn ich den Haushalt führe mit zwei Kindern, die schulpflichtig sind und den Mann noch versorge und den Haushalt versorge und arbeiten geh und verdiene mehr als mein Mann — also wo soll ich dann noch Qualitäten suchen? — da sind wohl die Qualitäten alle drin!" (30, III, 26)

In diesem Selbstbewußtsein, einer wesentlichen Energiequelle der Frauen, steckt die Erfahrung: Doppelbelastung bedeutet nicht einfach zwei Arbeitsbereiche zu haben. Der Wechsel zwischen Familie und Fabrik erfordert entschieden mehr. Nämlich: die Fähigkeit, mit schwierigen Umstellungsproblemen fertig zu werden.

2. „Wenn man so zwei kleine Kinder hat, ich kann Ihnen sagen, wenn man dann nach Hause kommt, das ist schon 'ne Umstellung."

Nichts ist sich wechselseitig fremder als der kindliche Umgang mit Zeit und der gleichförmig-unmenschliche Takt der Maschinen.

Die Frauen müssen nach der Schicht die „innere Uhr", die sich auf den Akkord eingependelt hat, umstellen: die Familienangehörigen, vor allem die Kinder, aber auch man selbst, verlangen im häuslichen Bereich einen anderen Takt.

Im Betrieb ist die Zeit vorprogrammiert. Hier gilt die strikte Anweisung: „Du darfst keine Zeit verlieren." Die Beziehung zu den Dingen ist bestimmt von promptem Reagieren: „Zack, Zack — und weg." Man kann nicht bei der Sache verweilen, bei den Kolleginnen, bei sich selbst sein.

Wirkliche Zuwendung erfordert andere Verhaltensweisen und Verhältnisse. Aufmerksamkeit, Geduld, verläßliche Zuneigung gedeihen schlecht in einem Klima kühler Nüchternheit und berechneter Sachlichkeit, wie es im Beruf vorherrscht.

Kinder sind in ihrer Entwicklung auf Wärme und Zuwendung angewiesen. Darum erfordert der Umgang mit ihnen auch Zeitstrukturen, die zu denen in der Fabrik genau entgegengesetzt sind. Beim Spielen, Zuhören, ja bei jeder kindgerechten Art, sich mit ihnen zu beschäftigen, gilt: „Du mußt Zeit verlieren können."

„Du darfst keine Zeit verlieren" — „Du mußt Zeit verlieren können" — in diesem Widerspruch, in dieser Umstellung liegt eine der stärksten Belastungen arbeitender Mütter.

„Wenn ich nach Hause komme — gleich abwaschen, das ist nicht drin. Oder mal die Beine hochlegen oder in die Zeitung gucken. Da ist der Junge, ‚Mama, spielen!'. Ich laß da lieber alles für den Abend liegen, wenn er im Bett liegt. Erst geht mein Junge vor. Der hat mich zehn Stunden nicht. Dann soll er mich wenigstens die letzten drei Stunden haben, bevor er ins Bett geht. Er soll nicht sagen müssen: ‚Mama hat jetzt keine Zeit' . . ." Hier stockt Frau Q.; sie weiß genau, daß es nicht einfach um „Zeit" geht, sondern um einen bestimmten Umgang mit Zeitbedürfnissen. Sie fährt fort: „Er soll nicht sagen, ich muß jetzt meine Ruhe haben. Ich muß mich wirklich manchmal zusammenreißen. Da hat man den ganzen Tag den Lärm um die Ohren und dann den Krach, wenn er anfängt." (17, I, 36)

„Zeit" kann man sich unter Umständen nehmen, aber „Ruhe" muß man in sich erst herstellen: „Glauben Se, daß mir das mitunter schon auf 'n Wecker fällt mit unserem Jungen, daß der mir schon zu lebhaft ist? Ganz bestimmt." (Frau J. spielt darauf an, daß sie nicht mehr die Jüngste ist). „Der ist mir mitunter zu lebhaft, daß ich denke: o gottogotto . . . wenn ich . . . du deine Ruhe schön haben könntest! Ich will mal sagen, das könnte nu anders sein, wenn ich zu Hause wäre, wenn ich nicht zur Arbeit ginge. Aber jetzt, so wie's jetzt ist bei uns, da wär' ich heilfroh, wenn er morgens aus'm Hause ginge und käme abends wieder." (10, I, 4)

Dieselbe Mutter kann es aber gleichzeitig nicht ertragen, die Zeit, die ihr für den Jungen am Tag nach der Arbeit übrig bleibt, um eine Stunde zu

verkürzen: „Meine Schwägerin bietet es mir zwar immer an: fahr' erst nach Hause und leg' Dich 'ne Stunde hin, wenn ich vonner Frühschicht komme. Aber — ich würd' hier gar nicht einschlafen, auf'm Sofa oder im Bett, wenn ich wüßte, daß der Junge da ist." (10, III, 26)

So sehr man sich darauf freut, daß die Schicht zuende ist, und man nach Hause, zu den Kindern, kann — oft fällt der Wechsel vom Betrieb zur Familie auch schwer: „Also manchmal, manchmal denn macht mir das überhaupt nichts aus, wenn ich dann von der Frühschicht nach Hause komme, und wiederum welche Tage, wenn ich nervös und abgespannt bin, schlechter Laune, auch vielleicht denn war irgendwas, hast dich vielleicht geärgert im Betrieb oder es war irgendwas, ne, und dann fällt mir das sehr schwer. Wenn dann der Stephan immerzu ankommt und tausend Fragen stellt, und dann noch die Oma, da muß ich mich auch manchmal dolle zusammenreißen, daß ich se nicht anbrülle, unbewußt, das will ich denn gar nicht, ne. Aber es kommt dann manchmal so raus. Aber manchmal ist es ganz schön schwierig, wenn man so acht Stunden gearbeitet hat, und du sollst dich dann gleich wieder umstellen, zumal denn wird hier gefragt, denn wird da gefragt . . ." (1, III, 165)

Da Zeit für berufstätige Frauen Mangelware ist, gehen sie sehr überlegt mit ihr um. Kinder sind da anders: sie trödeln, träumen, lieben endlose Umwege und Wiederholungen. Sie folgen anderen Bedürfnissen als Erwachsene. Gerade beim Spielen müssen Erwachsene fähig sein, feste Zeitpläne aufzugeben, wenn sie die Kinder in ihre Phantasiewelten begleiten wollen.

Frau Ku. erzählt von ihrer kleinen Tochter, die schon weiß, daß die Mutter nicht unbegrenzt über Zeit verfügt und immer schon auf dem Sprung ist, zur Hausarbeit zurückzukehren: „Sagt se: Keiner will mit mir spielen. Sag ich: Na . . . denn spiel ich mit Dir. Und da sagt die Kleine: das dauert aber lange! Und ich frag: Das weißt Du schon im voraus?" (29, III, 14)

Sich Zeit zu nehmen bedeutet oft auch, eigene Interessen hintanzustellen. Da war man nun schon den halben Tag einem fremden Willen unterworfen, und jetzt soll man sich zu Hause dem Eigensinn des Kindes fügen:

„Ja, das fällt einem schwer. Da muß man sich dann ganz einstellen auf das, was er will. Ich will sagen: wenn er spielen will mit einem, dann will er ja auch der eigene Herr sein. Dann will er ja — nicht wir sollen ihn kommandieren, dann will er ja uns kommandieren. Und das ist dann sehr schwierig, wenn er denn sowas macht, ne, dann schimpft man sehr leicht. Man muß wirklich darauf aufpassen, daß man nicht die Nerven verliert. Das ist wirklich sehr schwer, wenn man acht Stunden gearbeitet hat und Ärger noch gehabt hat bei der Arbeit, irgendwie. Und dann zu Hause das noch. Dann will er mit einem spielen, und wenn ich das denn nicht so mache, wenn ich das

so mache, wie ich das haben will, dann schreit er meistens los: Mama — nicht so! Und dann wird er auch lauter und dann kann man schon sagen: Also dann spiel doch alleine! Da dreht man schon leicht durch." (17, III, 50)

Zu akzeptieren, daß Kinder in einem anderen Zeitgefühl leben als man selbst, verlangt von den aus der Fabrik heimkehrenden Müttern ein großes Maß an Einfühlung und Selbstbeherrschung. Es beunruhigt sie, wenn sie es nicht immer aufbringen können:

„Wenn man durch den Akkord so nervlich belastet ist, dann hat man nicht die Ruhe. Die Kinder, die sind dann so . . . die möchten dann dies und möchten jenes . . . und trödeln und machen . . . uaach! . . . Dann fang ich denn an mich aufzuregen, dann werd' ich hibbeliger als ich vorher war. Und das wirkt sich auf die Kinder aus. Is' man ruhiger, sind die Kinder auch ruhiger." (30, III, 51)

Der Kontrast ist das Salz im „Doppelleben" von Arbeiterinnen. Die Frauen widmen die ihnen verbleibende arbeitsfreie Zeit am ehesten den Kindern. Darin liegt nicht nur das Bemühen, die Kinder für die Abwesenheit während der Berufszeit zu entschädigen.

Im Spielen mit den Kindern liegt eine ganz besondere Form der Erholung: hier kann man die ganze Welt der Arbeit — die häusliche wie die betriebliche — endlich vergessen. Für wenigstens eine kurze Weile ist erlaubt, was sich Erwachsene sonst verbieten: einzutauchen in eine Phantasiewelt, in der man frei von Zwängen ist.

„Also, ich möchte sagen, wenn ich mit dem Jungen spiele, dann kann ich mich doch anders benehmen als wenn ich jetzt mit Erwachsenen . . . also wenn ich jetzt hier turnen würde oder purzelbaumschlagen . . . die würden mich für verrückt halten . . . daß ich denn sagen kann, jetzt kann ich ruhig albern sein. Das ist eben was anderes. Ich alber' gern mit dem Jungen rum. Wenn ich z. B. Purzelbaum schlage . . . das mach ich mit meinem Jungen. Er will das immer haben . . . er will das lernen: Purzelbaum. Und ich kann ihm ja nicht sagen, so mußt du das machen . . . das muß ich ihm schon vorzeigen, wie das geht. Das mach' ich denn auch gern. Ich mein', ich kann von meinem Jungen nicht verlangen, daß er können soll, was ich selber nicht kann." (17, III, 55)

Umstellungsprobleme gibt es für arbeitende Mütter während aller Entwicklungsphasen der Kinder. Auch Heranwachsende brauchen Zeit zum Vergeuden, „Verweil-Zeit". Wie sollten sie sonst lernen? Das geht nun einmal nicht ohne Neugierde, die nicht aufhören will zu untersuchen, die sich in Dinge und Probleme versenkt und darüber die Stunde vergißt.

Was sich in der Wahrnehmung der Erwachsenen wie Schneckentempo ausnimmt, muß als Recht der Jugendlichen anerkannt werden:

„Die bringen einen manchmal zu Raserei mit ihrer Bummelei. Dann trödeln die: ach, laß doch, das geht nicht schneller . . . Denn kamen sie mir, dann kam mir das alles so langsam vor, daß ich . . . Mensch Mutti, das geht nicht anders, wir müssen in der Schule doch auch schon immer so, laß uns das doch wenigstens jetzt mal hier in Ruhe machen . . . aah (seufzt) in manchem hab ich aufgesteckt und hab gesagt: Kinder, macht was ihr wollt! Ihr müßt ja doch irgendwie mit eurer Zeit zurecht kommen! Man muß sich irgendwie . . . man muß viel umdenken." (3, III, 37)

Nicht immer gelingt die Umstellung. Und obwohl hier ein *gesellschaftliches* Versagen vorliegt — die Zeitstrukturen in der Fabrik sind auf die berechtigten Zeitbedürfnisse in der Familie nicht abgestimmt — bekommen die Mütter die Schuldgefühle.

Die ganze Woche hat sich Frau C. darauf gefreut, am Freitag nach der Spätschicht mit den älteren Kindern noch einen Spielfilm anzusehen. Doch als sie mit den „Großen" vor dem Fernseher sitzt, kann sie nicht wirklich „abschalten". Die Kinder wollen den Film genießen, sie räkeln sich im Sessel, nehmen lebhaften Anteil am Filmgeschehen. Das stört Frau C. — und sie nervt die Kinder, weil sie dazwischenredet, vom Betrieb erzählt. Das verstört Frau C., sie zieht sich zurück:

„Das . . . die Kinder da, denn brauchen die bloß mal zu ruckeln, denn . . . uuh . . . das paßt mir dann nicht und so; also merk' ich selber, daß das nicht geht . . . und dann geh ich eben ins Bett." (3, I, 8)

Fabrikarbeiterinnen leben mit einem Zwiespalt: Was berührt das Verhältnis zu den Kindern mehr — Abwesenheit von zu Hause während der Schichtzeiten oder eine Unausgeglichenheit, die sich einstellt, weil man auf Berufstätigkeit verzichten muß?

„Manchmal bin ich der Meinung, es ist besser, wenn man den ganzen Tag zu Hause ist. Man kann sich doch dann intensiver um die Kindererziehung und das alles kümmern. Auf der anderen Seite: Ich bin dann immer so hin- und hergerissen. Wenn die Kleine jetzt immer so im Hause wäre — und ich und sie wären dann vielleicht doch sehr nervös. Ob man sich dann wirklich mehr um die Kinder kümmern würde, wenn man nun immer nur zu Hause wäre — das will ich auch nicht sagen, das kann ich auch nicht feststellen . . ." (21, III, 19)

In diesem Konflikt ist es eine Ermutigung und Bestätigung, wenn sich zwischen der Mutter und den Kindern eine Beziehung wechselseitiger Rücksichtnahme entwickelt. Mit dem Selbständigwerden wächst auch die Fähigkeit zur Solidarität:

„. . . sie (die Kinder) müssen ja selber sehen, wie se auch mit ihrer Zeit zurechtkommen . . . und das können se nur lernen, indem man eben sagt:

naja, mußt eben sehen, wie de klarkommst. Und wenn's gar nicht geht, naja, denn muß ich eben zum Schluß noch ein bißchen helfen, damit sie's schaffen. Bis jetzt bin ich nicht schlecht damit gefahren. Sehn Se ja, wenn ich hier: pff (pfeift — das Signal, daß die Kinder während des Interviews draußen bleiben und nicht stören sollen). Die verschwinden auf Kommando. Die nehmen auf alles Rücksicht, weil se genau wissen, wenn se irgendwas haben, was wirklich notgedrungen ist, dann können se sich auf mich auch verlassen. Ich laß alles andere liegen und dann muß eben das erstmal gemacht werden. Das wissen die auch ganz genau." (3, III, 37)

3. „Wenn ich Zeit haben muß . . ." — von der Schwierigkeit, sich zu erholen.

„Ja, manchen Tag . . . da kriegt man schon mal so 'n Rappel. Da möchte man wieder mal so sein, wie man als junges Mädchen war, als man noch Zeit hatte und alles machen konnte. Aber jetzt . . . zum größten Teil ist man so abgespannt, da hat man kein Interesse . . ." (13, III, 35)

Der Druck, Zeit zu nutzen und nicht zu vergeuden, stellt sich der Möglichkeit müßig zu sein in den Weg.

„Ich faulenze nicht so gern, ich muß immer etwas zu tun haben." (1, III, 60)

„Umschalten": das geht beim Menschen nicht so einfach wie bei einem Automaten. Und deshalb fällt es den Arbeiterinnen schwer, sich auf Mußezeit einzulassen.

Die Akkordhetze bewirkt eine innere Unrast, die einen auch zu Hause umtreibt: „Wenn ich jetzt zu Hause bin, angenommen sonntags oder so, das Stillsitzen, also das fällt mir unheimlich schwer. Das ist irgendwie . . . ich weiß nicht, ob das nervlich ist oder was. Das liegt mir jedenfalls nicht. Ich kann nicht . . . Also mein Mann, der schimpft dann schon immer — aber ich muß hin und her. Daß ich jetzt wirklich sage, jetzt setze ich mich mal hin . . . ich weiß nicht, irgendwie fällt mir das zu schwer." (13, II, 67)

Im Betrieb auf „Hochtouren" gebracht, um mit dem Akkordtempo mithalten zu können, laufen die in Bewegung gesetzten Energien zu Hause auf. In häuslicher Geschäftigkeit suchen sie Abfuhr.

Ausspannen — das heißt aus dem Joch der Arbeit heraustreten, sich aus der Verantwortung entlassen; „Sich gehen zu lassen", gelingt manchen Frauen nur selten.

„Bei meinem Mann, da kommt es schon mal vor, daß er sagt, ich bin so

kaputt oder mhm: ich leg' mich jetzt hin. Aber ich? Also, da muß mir schon wirklich hundeelend sein . . ." (3, III, 21)

Frau B. weiß selber, daß sie sich besser entspannen könnte, würde sie es schaffen, die Selbstkontrolle zu lockern: „Ich könnte mir vorstellen, daß — wenn ich mich mal so richtig gehen lassen könnte — daß es mir dann wohler wäre, bestimmt!" (10, III, 45)

Die Zeit einfach einmal stillzustellen, die Uhr als „Pflichtenzuteiler" (Bloch) zu vergessen — das ist schwer, wenn der Tag so vollgepackt ist mit Aufgaben und Besorgungen. Nicht immer mögen sich Wunsch und Wirklichkeit durchkreuzen, wie im folgenden Beispiel; dennoch wirft es Licht auf ein durchgängiges Problem: Frauen müssen sich anstrengen, um Zeit für sich selbst zu gewinnen.

„Also manchmal steh' ich morgens vor der Frühschicht zeitiger auf. Dann frühstücke ich . . . ich mach' mir 'nen Tee. Und dann setz' ich mich fünf Minuten hin. Da gibt's so'n Sprichwort: ich kann Ihnen das jetzt zwar nicht sagen — das kommt aus Japan. Ja, ich glaub' aus Japan kommt das her: wenn man morgens nicht mal zehn Minuten so . . . in sich versinkt und nichts . . . an nichts denkt und nichts tut, dann soll der ganze Tag gut laufen. Und das soll . . . also ich hab' das jetzt schon ein paarmal schon gemacht. Also ich finde das gut. An nichts denken, nur mal so hinsetzen und so. Und was mir da so einfällt, das schreib' ich denn auf'n Zettel . . . alles, was noch zu erledigen ist, was noch nicht erledigt ist. Von wem ich noch Post kriege, und das müßte ich noch machen — naja, so geht das ganz gut." (11, III, 19)

Unter der Hand setzt sich der Besorgungszettel als Anwalt dessen, was noch gemacht werden muß, doch durch.

Die Frauen leiden darunter, daß viele Lieblingsbeschäftigungen einschlafen, weil man sich von der Akkordarbeit so ausgepumpt fühlt: „Ich lese nur noch diese Nullachtfuffzehn-Schwarten, richtige Bücher könn' se da nicht mehr verdauen . . . Gruselkrimis oder Bergromane oder Arztromane. Alles so 'n Krimskrams, es ist im Endeffekt immer dasselbe; aber ein richtiges Buch lesen, da müssen se wirklich Zeit für haben. Und jeden Abend drei Seiten . . . da finden se nie den Faden wieder. Ich würd' auch gern richtige Bücher lesen. Aber . . . wenn ich denn krank bin, dann nehm' ich mir mal solche Bücher vor, wo ich wirklich sagen kann: ja, kannste jeden Tag zwanzig, dreißig Seiten lesen, die kannste dann auch wirklich geistig verdauen, wo de drüber nachdenken kannst: was ist wirklich vorgefallen oder was war da vorne am Anfang, und wie ist das jetzt weitergegangen und so . . . Da muß man schon ein bißchen Zeit haben, um so 'n Buch zu verdauen. Und diese Dinger — na ja, wenn se se zumachen ist sowieso alles weg . . . (lacht)." (3, III, 27)

Auch andere Tätigkeiten, die einen „langen Atem" erfordern, kommen im Alltag zu kurz. Viele Frauen handarbeiten gern; das erscheint ihnen als eine wirkliche Abwechslung zur Fabrikarbeit. Oft bleibt das Angefangene aber liegen, manchmal werden diese Beschäftigungen ganz aufgegeben.

„Mit den Kindern was machen: das ja. Ansonsten ist alles eingeschlafen. Handarbeit und so, das ist jetzt . . . wie gesagt, durch die Arbeit hat man die Ruhe nicht mehr dazu. Ich habe sehr gerne gestickt, ne, aber das ist jetzt alles verblieben." (8, III, 31)

Ruhe: das bedeutet ungestört sein und Sich-nicht-stören-lassen. Wenn das durchgesetzt werden kann, ist schon viel gewonnen.

„Wenn der Junge im Bett ist, dann setz ich mich hin und puzzle. Dann denk ich an gar nichts mehr. Dann puzzle ich nur noch . . . Dann schalt ich vollkommen ab. Dann bin ich *da* nur bei . . . Das macht mich ruhiger. Wenn ich man so suchen muß und gucken muß, dann stört mich auch nichts, da kann sonstwas kommen. Da kann hier die Decke einstürzen . . . stört mich nicht."

Die Interviewerin fragt nach: „Und dieses Suchen und Stecken, das erinnert Sie nicht an Ihre Arbeit?"

Frau Q. antwortet: „Nein, neiin! Das ist vollkommen anders, da kann ich, wenn ich eine Ecke nicht finde, dann fang ich bei der nächsten Ecke an. Das ist so . . . da kann ich mir das halt so einteilen, wie *ich* das will . . . Also da bin ich ganz ruhig bei." (17, III, 38)

Bei der Montage der Trafos kann Frau Q. nicht verweilen, träumen, so lange bei der Sache bleiben, wie *sie* es will. Die Bedingungen beim Puzzeln sind wesentlich anders als bei der Akkordarbeit: sie bestimmt, wo sie beginnt, wann sie unterbricht, wie sie weitermacht. In diesem Zusammenfügen nach eigenem Zeitgefühl liegt ein Stück Selbstbestimmung. Die Beschäftigung ist eingebunden in ruhig dahinfließende Zeit, in der Frau Q. sich sammeln kann. Das macht die Entspannung aus. Darin liegt der große Unterschied zur Trafomontage.

Die Unvereinbarkeit von Akkordhetze und natürlichen Körperrhythmen im Wechsel von Erholung und Müdigkeit wird am auffälligsten in der Beeinträchtigung einer der wichtigsten Erholungsquellen, der des Schlafs.

Schlaf verhindert durch Ruhigstellung eine Dauerbeanspruchung des Organismus. Er verspricht die Möglichkeit zum Träumen, und damit die Verarbeitung von Tagesresten und unbewußten Konflikten — besonders durch die Wechselschicht werden Schlafrhythmen erheblich gestört:

„Ja, wenn ich in's Bett gehe, schlafen kann ich nicht gleich. Da muß ich erstmal abschalten. Da wird's manchmal halb eins, eins bis ich einschlafe . . .

und dann um halb sieben heißt's wieder raus. Die Ruhe fehlt einem, daß man wirklich entspannen könnte. Weil man weiß, dies mußte machen, das mußte machen . . ." (13, II, 3)

Schichtarbeit bewirkt auch Unsichersein des Zeitgefühls. Es wird gründlich durcheinander gebracht.

„Manchmal morgens, wenn der Wecker klingelt, dann muß man erstmal sortieren, was los ist. Oder nachts schreck' ich hoch: Mensch, haste verschlafen, ist ja hell draußen. Heute morgen auch — vier Uhr war's. Ich denke, Mensch, ich schrecke hoch, Mensch jetzt haste verschlafen!!! Licht angemacht, auf'n Wecker geguckt — was denn? Stimmt das denn auch? Nochmal auf die Uhr geguckt; war's die gleiche Zeit, denn muß es ja wohl stimmen. Es ist ehrlich — so durch die Frühschicht/Spätschicht. Mensch, denn überleg' ich: was ist denn heut überhaupt für ein Tag? Haste tatsächlich Frühschicht — oder ist Sonntag? Ich wollte auch schon sonntags morgens so früh aufstehen. Ach, bin ich aufgeschreckt: Mensch, jetzt haste verpennt! Hab' ich nachgerechnet, Mensch, was war denn, was war denn gestern Abend, was war da los? Und das, bis man so durchsteigt, was für 'n Tag es nun eigentlich ist. Ehrlich wahr!" (3, II, 7)

Bis in die Träume verfolgt der Akkord die Arbeiterinnen: „Wenn ich wirklich rangehauen hab' an einem Tag, zack, zack, zack-voll! Dann hab' ich die Nacht schon davon geträumt. Vom Akkord . . . Mensch, hab' ich gedacht, wo biste denn jetzt? Inner Fabrik — oder in deinem Bett? Die Kette läuft ja denn — die kann ich ja nicht mehr anhalten dann, ne? Bin ich aufgewacht wie in Schweiß gebadet!" (8, II, 36)

Verrückte Welt: Oft möchten die Frauen abends, wenn alle Arbeit getan ist, noch etwas vom Tag haben. Dann sind sie aber so erschöpft, daß einige von ihnen im Sessel, vor dem Fernseher oder über der Handarbeit einschlafen. Bis sie geweckt werden vom Schmerz der unbequemen Lage — und wenn sie dann wach sind, dann gehen sie ins Bett (und können nicht einschlafen).

„Das ist schon häufig gewesen, daß ich bis eins, zwei im Sessel geschlafen habe und keiner hat mich wach gekriegt. Und dann merk ich: dann werd ich erst wach, wenn ich denn so steif bin, daß ich mich kaum noch rühren kann. Dann werd ich wach; und denn bin ich so richtig wach, daß ich ins Bett gehe." (30, II, 35)

Verkehrte Welt: Die Frauen wollen arbeiten und müssen arbeiten.

Sie verhalten sich in ihrer Freizeit so, daß sie „fit" für die Arbeit bleiben; d. h. sie verzichten auf „frei" bestimmte Zeit: „Ich selber gehe ja in der Woche gar nicht mal weg. Wenn's mal vorkommt, dann im halben Jahr einmal. Aber sonst? Man verkraftet das auch gar nicht, find' ich. Man muß ja sehr früh raus, ne?" (3, II, 21)

Aber die industrielle Arbeitswelt nimmt keine Rücksichten. Sie nutzt die Disziplin der Arbeiterinnen (und Arbeiter) aus: „Ja, es ist wirklich . . . Raubbau. Normalerweise müßte man nach Hause kommen und vollkommen abschalten können, das wäre dann wohl, daß man sich den nächsten Morgen wieder fit für die Arbeit fühlen würde, ne, aber ich bin bis abends um neune gut und gerne im Gange — und dann geh' ich ins Bett, ne, und denn schlafen se, wenn se Glück haben." (17, II, 55)

IV. „Wir wollen dreierlei: Familie, Beruf und Freizeit!“

Der Alltag von Arbeiterinnen steckt voller Widersprüche, die sie aushalten und ausgleichen müssen. Zu Hause haben sie ganz für die Familie da zu sein — die Fabrik ist zu vergessen. In der Fabrik wiederum sollen sie sich ganz auf die Arbeit konzentrieren — als gäbe es keine Familie. Zweimal am Tag müssen die Frauen Zielsetzungen wechseln, die einander völlig entgegengesetzt sind: Produktion von Waren da, Erhaltung von Leben dort.

Und dennoch wird aus den Schilderungen deutlich, daß man ihnen nicht einfach ein Erfahrungsfeld — Familie oder Beruf — wegnehmen kann. Jeder der beiden Bereiche ist in sich zwiespältig und unvollkommen. Mangelnde Betätigungs- und Bestätigungsmöglichkeiten in der Familie verstärken den Wunsch, erwerbstätig zu bleiben. Und umgekehrt: die vielfältigen Erfahrungen von Fremdbestimmung und Härte in der Fabrik werten die Familie als Ort der Nähe und der Wärme auf.

Die Frauen vergleichen beide Bereiche. Gegeneinander abgewogen werden Anerkennungschancen und ihr Gegenteil: Benachteiligung, Diskriminierung und Unterbewertung; Spielräume und Engpässe für sinnvolle Aktivitäten, für Zusammenarbeit, Kontakt, Austausch, Abwechslung, Spaß.

Sowohl in der Familie wie in der Fabrik gibt es Bestätigungen und Enttäuschungen: die Hausarbeit macht z. T. Spaß aber sie füllt die Frauen nicht aus. Man weiß, für wen man sie macht — aber sie findet nicht die gleiche Anerkennung wie die Lohnarbeit. Zwar meistert die Hausfrau den gesamten Familienalltag — aber der Mann ist doch fast überall das Oberhaupt geblieben. Die Fabrikarbeit ist mühselig, vor allem als Akkordarbeit: aber man wird bezahlt, ist unter Kollegen, erfährt Rückmeldungen über das, was man kann und schafft. Die Fabrikarbeiterinnen wägen Plus- und Minuspunkte in beiden Erfahrungsbereichen gegeneinander ab und kommen zu dem Schluß: sie brauchen beides. Und Freizeit dazu.

Einerseits — andererseits: die Gewichtungen fallen unterschiedlich aus — je nachdem, was die Frauen in die Waagschale werfen.

Frau H. haßt die Akkordarbeit — Hetze, Schmutz, Zeitdruck sind ihr zuwider. Und doch ist es ihr wichtig, in der Fabrik zu arbeiten. Sie braucht das Selbstbewußtsein, eine sorgfältige Arbeiterin, eine zuverlässige Kollegin zu sein:

„. . . Ich gebe mir Mühe, ich möchte die Arbeit schon hundertprozentig machen. Also ich sage mir, wenn ich was mache, dann mache ich das schon richtig, ne.“

Interviewerin: „Und ist das eher so, daß man die Sache gut machen *will*, oder geht es eher darum, daß einem keiner an den Karren fahren kann?"

Frau H.: „Tja, das ist eigentlich bei mir beides der Fall. Ich möchte gern, daß die Sachen astrein sind. Ich sage, die Leute, die das kaufen, die sollen auch gute Ware haben. Nicht, daß das gleich anfängt zu rosten oder irgendwas . . . Wenn da keine Farbe drauf ist, dann fängt das gleich an zu rosten. Auf der einen Seite wieder, wenn die Teile, die ich fahren muß, gut sind, dann kann auch der Meister nicht meckern . . . Und da will ich eben vorbeugen, das will ich gar nicht erst drauf ankommen lassen."

Interviewerin: „Es gibt doch sicher auch ab und zu Situationen, wo Sie die Arbeit am liebsten hinschmeißen würden?"

Frau H.: „Ja, sicher, das gibt es, daß man keine Lust hat, vor allem jetzt, bei dem schönen Wetter, ne. Wenn man dann zur Spätschicht hin muß. Andere fahren zum Baden, und unsereins setzt sich erstmal in die warme Kiste, ins Auto rein wie innen Backofen, fährt dahin, und da isses dann auch wieder so warm, ne. Und die Sonne scheint, und man sieht nur oben durch die Glasfenster. Dann sagt man sich auch, am liebsten schmeißte alles hin und gehst raus . . . Dann bin ich am Schimpfen meinen Kollegen gegenüber; aber so laß' ich mich dann auch nicht aus, daß die dann drunter leiden müssen, nein, nein, das nicht . . ." (8, II, 37)

Angesichts der täglichen Strapazen in der Fabrik würde Frau H. — hätte sie die Wahl — eher die Akkordarbeit abschaffen wollen als die Hausarbeit. Denn:

„Tja, in der Fabrikarbeit ist ja immer der Druck da: du mußt, du mußt, du kriegst dafür Geld und du mußt. Du mußt deine Zeit genau einhalten. So Hausarbeit, na — was ich heute nicht mache, das laß' ich liegen, das mach' ich morgen. Oder ich mach' mal gar nichts. Das ist dann *meine* Sache." (8, II, 47)

Das Gefühl, zu Hause größere Freiräume für Selbstbestimmung — vor allem in der Zeiteinteilung — zu haben, wertet die Hausarbeit gegenüber der Akkordarbeit auf. Für sich genommen sind dagegen dem Haushalt wenig erfreuliche Seiten abzugewinnen.

„Also, wenn man so den ganzen Tag zu Hause ist, dann . . . ich meine, es ist schön zu Hause, na klar, aber . . . man bekommt da gar nichts mit. Man hat dann die Zeitung und guckt mal rein . . . aber so: man hört und sieht praktisch dann nichts. Das ist dann doch 'n bißchen eintönig, find' ich." (8, II, 47)

Während der Zeit, in der Frau H. der Kinder wegen die Fabrikarbeit aufgab, erlebte sie sich „vom Leben wie abgeschnitten." (8, III, 23)

Diese Erfahrung färbt die Hausarbeitszeit negativ ein. Wichtiges Bestimmungsmoment für den *aktuellen* Vergleich ist der Angelpunkt „Anerkennung" — im Betrieb weiß Frau H., was sie „wert" ist, in der Familie verschwimmen hierfür die Bezugspunkte, wichtige Pluspunkte für die Fabrikarbeit.

Die Interviewerin fragt: „Haben Sie das Gefühl, daß Ihr Mann und Ihre Kinder richtig zu schätzen wissen, was Sie täglich an Kraft für den Haushalt aufwenden müssen?"

Frau H. kann es nicht mit Gewißheit sagen, denn bemerkt wird ihre Arbeit zu Hause erst, wenn sie mal nicht zur Verfügung steht, wenn sie z. B. krank ist: „Also, wenn alles drüber und drunter geht, dann merken sie es. Wenn das aber sonst so reibungslos läuft, alles ist da und alles ist gemacht, dann verlieren sie kein Wort darüber . . ." (8, III, 17)

Frau H. findet zwar die Hausarbeit in einzelnen Tätigkeitsbereichen befriedigend — diese vermitteln ihr jedoch nicht das Gefühl, gesellschaftlich gefordert, mit sozialer Verantwortung betraut zu sein wie im Betrieb:

Interviewerin: „Und welche Arbeit spielt so für Ihr Selbstbewußtsein eine größere Rolle, die Arbeit zu Hause oder die im Betrieb?"

Frau H.: „Jooo, ich würde schon sagen im Betrieb."

Interviewerin: „Und welche Arbeit verschafft Ihnen mehr Befriedigung?"

Frau H.: „Ach, naja — ach ich meine, ich mache den Haushalt schon ganz gerne so, ne, man freut sich denn, wenn so alles wieder sauber ist und so — aber: ich weiß nicht, ob mich das direkt befriedigen würde, ich weiß nicht; 's ist wohl dann doch mehr die Arbeit im Betrieb, ne. Man meint denn, man hat was geleistet, man hat was . . . zugetan, man weiß, *die* Teile fährste alleine, und so irgendwie is' es doch 'n anderes Gefühl, ne, man ist da alleine für verantwortlich, ne." (8, III, 20)

Sobald die Arbeit in der Familie von denen, für die man sie macht, wahrgenommen wird und wertgeschätzt wird, verändern sich die Gewichtungen im Vergleich zwischen betrieblicher und häuslicher Sphäre. Welche Arbeit für ihr Selbstbewußtsein eine größere Rolle spielt, das kann Frau A. nicht sagen, das ist schwankend. Aber Befriedigung verspricht ihr eher die Hausarbeit, die persönlichen Beziehungen wiegen hier schwerer; sie vertraut nicht nur eher dem Lob der Familienangehörigen als dem des Meisters, es ist für sie auch von größerer Bedeutung als die Bewertung im Betrieb.

Interviewerin: „Und welche Arbeit verschafft Ihnen mehr Befriedigung? Die Hausarbeit oder die Arbeit im Betrieb?

Frau A.: „Ach, da würd' ich sagen, lieber doch die Hausarbeit, weil man da eben doch 'n bißchen mehr Anerkennung erntet als im Betrieb. Denn wenn man hier, äh, zum Beispiel 'n leckeren neuen Kuchen mal, ein', den man noch gar nicht hatte, oder 'n Mittagsgericht oder so, 'nen neuen Salat, und der schmeckt denn allen, also oooh, find' ich toll. Mach' ich ja meistens wenn Geburtstag ist, ne. Ist die ganze Sippschaft versammelt, und wenn,

wenn man da irgendwo 'n Lob erntet, ich finde das, das macht mehr aus, als wenn einem im Betrieb mal einer so einen auf die Schulter klopft und sagt: haste aber gut gemacht heut'. Denk ich: ooch, du kannst mich mal. Aber zu Hause, da freut einen das doch mehr. Denn im Betrieb, da weiß man nie so hundertprozentig, wie hat 'n der das jetzt gemeint — (lacht ein bißchen)." (1, III, 43)

Interviewerin: „Ja, und haben Sie denn selbst das Gefühl, daß Ihr Mann und die Kinder zu schätzen wissen, was so täglich an Kraft für die Hausarbeit aufgebracht werden muß?"

Frau A.: „Och, doch, das weiß er schon. Denn, äh, wenn ich mal sonnabends so sage: Heut' kannst Du mal saugen, ich meine, das kommt selten vor, und ich geh' hier mal einkaufen, er weiß auch, was das mit Arbeit verbunden ist, daß das auch Zeit in Anspruch nimmt. Und daß das nicht alles so selbstverständlich ist, wie die meisten Männer so denken, ne? Ach, Haushalt . . . was ist das schon, ne?" (1, III, 38)

Es gibt also auch die umgekehrte Blickrichtung: Rückhalt zu Hause, die Sicherheit, als ganze Person zu gelten und nicht in erster Linie als Arbeitskraft, bringt der Hausarbeit Plus-, der Fabrikarbeit Minuspunkte ein.

Wo Anerkennung sowohl zu Hause erfahren wird als auch im Betrieb, bestimmen andere Gesichtspunkte die Gewichtung. Bei Frau C. ist das Ergebnis des Vergleichs ein Sowohl-als-auch:

Auch sie wurde gefragt, welche Arbeit ihr mehr Befriedigung verschafft — die Hausarbeit oder die Fabrikarbeit. Sie bringt ihre Beziehung zu den Produkten ihrer Tätigkeit ins Spiel — da schneidet die Fabrik schlecht ab, menschlicher geht es eindeutig in den eigenen vier Wänden zu. Die Interviewerin will den Unterschied genauer wissen und fragt nach. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Frau C.: „Doch irgendwie . . . ich weiß auch nicht. Ich freu' mich denn, wenn ich alles fertig habe, wenn ich denn irgendwas wirklich fertig habe und sagen kann: hast drei Hosen ausgebessert oder drei Reißverschlüsse eingenäht . . . ist *auch* was Schönes!"

Interviewerin: „Und das kann man in der Fabrik nicht sagen?"

Frau C.: „Nööö, das ist ja 'ne Arbeit (stöhnt), ist ja nicht so, daß man nachher vom Endprodukt im direkten Sinne auch was hat. So kann ich sagen: ja, meine Kinder haben wieder ordentliche Hosen an. Drei Lappen aufeinander, das macht ja nix, aber der Reißverschluß ist auch wieder heile, das ist doch irgendwie . . . weil man doch immer das Endprodukt auch noch vor Augen hat."

Interviewerin: „Ja, in der Fabrik ist . . ."

Frau C.: „Ist ja nicht!! Es ist weg und fertig! Wer weiß, wo ich dem Auto da mal begegne, da guck ich doch nicht hin, überleg ich doch nicht: Mensch, könnte *ich* den Rahmen mal in der Hand gehabt haben? Das kratzt mich

doch hinterher gar nicht mehr. Man hat eben, äh, zu der Arbeit im Haushalt 'ne ganz andere Beziehung dann, weil man das ja immer um sich rum hat. Das, was man gemacht hat, und was man nicht gemacht hat, was nicht fertig geworden ist, wenn's auch ohne Bezahlung und alles ist . . . aber irgendwie hat man doch 'ne ganz andere Beziehung dazu . . ." (3, II, 22)

Dennoch bleibt die Fabrikarbeit in ihrer Zwiespältigkeit wichtige Bezugsquelle für ihr Selbstbewußtsein. Sie gewährt Frau C. nämlich eine Selbständigkeit, die mehr unter sich befaßt als finanzielle Unabhängigkeit:

„Wo ich mehr Selbstbewußtsein herbekomme? So und so. Ich freue mich, wenn ich zu Hause alles in der Reihe habe, daß die Kinder Klamotten und alles in Ordnung haben — und auf der anderen Seite die Arbeit im Betrieb: ich kann mich selbst ernähren, *ich komme mit allem selber klar* . . . ich bin dadurch unabhängiger." (3, III, 22)

Diese abwägende Hin- und Herbewegung zwischen Erwerbssphäre und Familie ist auch bei Hausfrauen nicht stillgelegt. Nimmt man die Probleme ernst, von denen sie berichten, dann wird noch klarer, warum die außerhäusliche Arbeit im Leben von Frauen so eine große Rolle spielt.